

Doris Bischof-Köhler**Zusammenhänge zwischen Bindung, Erkundung und Autonomie**

In Brisch, K.H. & Hellbrügge, T. (Hrsg.) Die Anfänge der Eltern-Kind-Bindung.
Stuttgart: Klett-Cotta

Die grundlegenden Motivationssysteme nach dem Zürcher Modell

Bei der gegenwärtigen Diskussion der Bindungsmotivation ist viel von »Systemen« die Rede. Was in diesen allerdings vorgeht, in welchen Wirkungsbeziehungen ihre einzelnen Variablen zueinander stehen, wird nicht weiter spezifiziert. In dieser Hinsicht hat sich schon Bowlby nicht festgelegt, denn obwohl er dafür plädierte, sich das Bindungsgeschehen nach Art eines Regelkreises vorzustellen, hat er diesen Ansatz nie konsequent in regelungstechnische Formalismen umgesetzt, sondern im Deskriptiven belassen (Bowlby 1975, 1976).

Eine präzise, mathematisch ausformulierte und von Bowlby (1977) auch autorisierte Modellierung der Wirkungszusammenhänge der drei für das Sozialverhalten grundlegenden Motivationssysteme – des Sicherheits-, des Erregungs- und des Autonomiesystems – erfolgte im »Zürcher Modell der sozialen Motivation« (Bischof 1975, 1985, 1993), das im Folgenden in seinen wesentlichen Komponenten dargestellt werden soll (zur graphischen Darstellung des Modells sowie seiner mathematischen Spezifizierung vgl. Gubler & Bischof 1993; Schneider 2001; Powerpoint-Präsentation der im Folgenden beschriebenen Systeminteraktionen unter www.Bischof.com).

Das Sicherheitssystem

Als erstes soll das *Sicherheitssystem* eingeführt werden. Es reguliert das Verhalten gegenüber *vertrauten* Personen, Objekten und Situationen.

Die Unterscheidung von »vertraut« und »fremd« kennzeichnet zwei Grunddimensionen des Sozialverhaltens. Aus evolutionstheoretischen Gründen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, konnten sich fürsorgliche Dispositionen bei Tieren nur unter der Voraussetzung entwickeln, dass das entsprechende Verhalten auf *Verwandte* konzentriert bleibt, die vergleichbare genetische Dispositionen besitzen und diese später an ihre eigenen Nachkommen weitergeben können. Diese Einschränkung setzt nun allerdings die Fähigkeit voraus, Verwandte zu erkennen. Ein recht zuverlässiges Indiz für Verwandtschaft ist *Vertrautheit* von früher Kindheit an, denn bei Individuen, die immer schon in der Nähe waren, handelt es sich in der Regel um Eltern, Geschwister oder sonstige Mitglieder der Familie (Bischof 1985). Von Vertrauten kann ein Kind also Fürsorglichkeit erwarten.

Bei Fremden dagegen handelt es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um Nicht-Verwandte, und diese sind gegenüber einem fremden Kind nicht fürsorgemotiviert, ja unter Umständen sogar potentiell gefährlich. Beispiele von Tierarten, die Nachkommen nicht-verwandter Artgenossen fressen, sind zahlreich, und auch beim Menschen sind Tötungsdelikte an Kleinkindern durch Fremde eine größere Gefahr, als von Raubtieren gefressen zu werden (Hrdy 2000).

Unter evolutionärer Perspektive hat das Bindungsverhalten die Funktion, sich an Vertraute und somit Fürsorgemotivierte – also vor allem die Eltern – zu binden und ihre Nähe zu suchen. Dem eben dient das Sicherheitsbedürfnis.

Gemäß dem in der Regelungstechnik üblichen Sprachgebrauch unterscheidet man beim Regulationsprozess einen »Sollwert« und einen »Istwert«. Der Sollwert, im Fall des Sicherheitssystems »Abhängigkeit« genannt, legt intern fest, wie viel Sicherheit erforderlich ist, damit das Bedürfnis als erfüllt gemeldet wird. Der Istwert kennzeichnet als externe Größe das Ausmaß an Sicherheit, das durch die Nähe von vertrauten Personen und Objekten in einer gegebenen Situation jeweils gewährleistet wird.

Der Regulationsprozess lässt sich am Beispiel eines Reservoirs veranschaulichen, das einen bestimmten Füllungsgrad an Sicherheit aufweisen muss, wenn das Bedürfnis erfüllt sein soll. Da die Abhängigkeit, also der Sollwert, bei kleinen Kindern ziemlich hoch ist, brauchen sie ein hohes Maß an Vertrautheit in ihrer Umgebung. Mit wachsender Entwicklung geht der Sollwert zurück und erreicht in der Pubertät einen Tiefpunkt, entsprechend reduziert sich das Sicherheitsbedürfnis.

Nimmt das Kind eine vertraute Person wahr, also beispielsweise die Mutter, dann strömt Sicherheit in das Reservoir ein. Hat der Füllungsgrad den Sollwert erreicht, befindet sich das System in seinem Optimum. Emotional äußert sich dies im Gefühl der *Geborgenheit*, der vertrauensvollen Zuwendung. Generell ist davon auszugehen, dass das Motivationsgeschehen bei Kleinkindern vorzugsweise in Form von Emotionen zum Erleben kommt. Emotionen dienen in den ersten Lebensjahren vorrangig als *Bewertungs- und Steuermechanismen* für das Verhalten, da die Fähigkeit zu rationaler Einsicht noch nicht entwickelt ist (Bischof-Köhler 1985).

Ein guter Indikator, dass ein Zustrom von Sicherheit stattgefunden hat, ist das *Lächeln* (Bischof 1996). Als sozial gerichtetes Lächeln tritt es erstmals mit etwa sechs Wochen auf, wenn das Baby ein Gesichtsschema wahrnimmt (Spitz 2005). Es spricht in diesem Fall aber noch unselektiv auf den Typus Mensch an – Fremde und Vertraute wirken gleichermaßen als Auslöser des Lächelns. Mit drei bis vier Monaten beginnen Babys, Fremde und Vertraute zu unterscheiden, und lächeln selektiv vorzugsweise Letztere an (Bronson 1972), wobei sie allerdings vertraute Bezugspersonen schon früher an Stimme, Geruch und Verhaltenseigentümlichkeiten von Fremden zu unterscheiden beginnen (DeCasper & Fifer 1980; Cerni & Porter 1985).

Wenn sich die Bezugsperson entfernt, dann sinkt die Sicherheit im Reservoir, und es entsteht *Trennungsangst*. Unter dieser Bedingung wird der Sollwert für Sicherheit also nicht mehr erreicht, der Regulationsprozess im System wird aktiviert. Das Kind reagiert mit Bindungsverhalten in Form von Weinen, Suchen etc. und versucht, durch eine Annäherung an die Bezugsperson den optimalen Zustand wiederherzustellen. Weist das Sicherheitsreservoir einen optimalen Füllungsgrad auf, dann ist das Kind allerdings auch seinerseits in der Lage, sich von der Mutter zu entfernen und eine Zeitlang in einer gewissen Distanz von ihr zu verweilen. Gelegentlich muss es dann aber zu ihr zurückkehren, um »Sicherheit aufzutanken«, es benutzt sie als »Sicherheitsbasis« für die Erkundung (Ainsworth et al. 1978; Scanlon Jones 1985). So ergibt sich eine für Einjährige typische Pendelbewegung zwischen der Bezugsperson und Objekten im Raum. Das Sicherheitsreservoir leert sich in Abhängigkeit von der Dauer, der Entfernung sowie der Unvertrautheit des Gebiets, in das sich das Kind vorwagt.

»Sicherheit tanken« kann auch durch Blickkontakt mit der vertrauten Person erfolgen – es handelt sich dann um das Phänomen der »sozialen Rückversicherung« (»social refe-

rencing«), das ab etwa 9 Monaten zunehmend zu beobachten ist (Campos & al. 1983). Mit einer unerwarteten Situation konfrontiert, schauen die Kinder rasch zur Bezugsperson und sind durch den Blickkontakt in der Lage, die Verunsicherung zu kompensieren. Das funktioniert allerdings nur, wenn die Bezugsperson ihrerseits Sicherheit zum Ausdruck bringt. Schaut die Mutter dagegen ängstlich, kommt es zu einem gegenteiligen Effekt, das Kind wird seinerseits noch mehr verunsichert und muss in diesem Fall engeren Kontakt herstellen. Dieses von Trevarthen (1977) auf »Intersubjektivität« zurückgeführte Phänomen wird als Indiz dafür diskutiert, dass Babys bereits die subjektive Verfassung anderer Personen verstünden (Meltzoff et al. 1999). Eine weniger aufwendige und dem Entwicklungsstand wohl angemessenere Interpretation dürfte sein, dass es sich um einen Effekt von *Gefühlsansteckung* handelt (Baldwin & Moses 1996; Bischof-Köhler 1998). Bei Gefühlsansteckung, die bereits bei Neugeborenen nachgewiesen wurde, überträgt sich die emotionale Verfassung, die von einer anderen Person im Ausdrucksverhalten gezeigt wird, auf den Beobachter, ohne dass dieser deshalb schon zu verstehen braucht, wie dem anderen zumute ist. Bringt die Mutter also Sorglosigkeit zum Ausdruck, dann überträgt sich diese Stimmung auf das Kind, wodurch sich seine Sicherheit verstärkt. Macht sie dagegen ein ängstliches Gesicht, dann wird seine Verunsicherung durch Ansteckung vergrößert.

Wie die gerade geschilderte Pendelbewegung des Sicherheitstankens zeigt, bedeutet Bindung an eine Bezugsperson nicht, dass ein Kind die ganze Zeit an ihr klebt. Tut es das, so ist dies eher als Alarmzeichen zu werten. Das Kind muss ja auch Kompetenz erwerben und dazu die Umwelt explorieren. Dabei wird es mit fremden Personen, Dingen und Situationen, mit Neuheit konfrontiert.

Das Erregungssystem

Der Umgang mit *Neuheit* wird durch das *Erregungssystem* reguliert. In diesem Fall ist das Erregungsbedürfnis die motivierende Größe, wobei zu bedenken ist, dass das Bedürfnis nach Erregung immer auch als Toleranz verstanden werden kann, je nachdem wieviel Erregung man aushält. Das wiederum hängt vom Sollwert für Erregung ab, der »Unternehmungslust«. Bei Kleinkindern ist die Unternehmungslust und damit die Erregungstoleranz ziemlich niedrig, das Optimum an Erregung also relativ leicht überschritten.

Der Zustrom von Erregung bestimmt sich ebenfalls nach der Nähe, aber im Gegensatz zur Vertrautheit nach dem *Grad der Fremdheit* des Wahrgenommenen. Ein hohes Maß an Erregung z. B. bei direkter Konfrontation mit einer Fremdperson führt zu *Furcht* und Meidungsreaktionen, etwa in Form von Flucht. Aversives Verhalten ist aber nicht die einzige Reaktionsmöglichkeit; ein geringeres Ausmaß an Fremdheit – etwa wenn der Fremde zunächst einmal sensibel in einer gewissen Entfernung verharrt – kann durchaus auch als faszinierend empfunden werden, *Interesse* wecken und ein Anreiz für eine vorsichtige Annäherung sein (Rheingold & Eckerman 1973).

In den ersten Lebensmonaten beobachten wir nun allerdings ein etwas eigentümliches Phänomen: Die Kinder reagieren auch auf einen nahen Fremden nicht mit Furcht, sondern zeigen einfach nur Interesse. Dies hängt mit einer entwicklungsbedingten Eigentümlichkeit des Erregungssystems zusammen: Es ist in den ersten Monaten nur zum Teil funktions-tüchtig. Die Emotion »Furcht« wäre in den ersten Monaten kontraproduktiv, denn alles, was dem Baby begegnet, ist zunächst neu und unvertraut, und das betrifft nicht zuletzt die

Mutter selbst, mit der das Kind ja erst einmal vertraut werden muss. Auch die Reaktion auf die »visuelle Klippe«, eine im Boden eingebrachte, mit einer Glasplatte überdeckte Vertiefung, ist im ersten halben Jahr noch nicht mit Furcht verbunden, die Babys kriechen ungeniert darüber, obwohl sie den »Abgrund« unter der Glasplatte durchaus schon wahrnehmen, wie Verlangsamungen der Pulsfrequenz anzeigen (Klennert et al. 1983).

Furcht tritt erst um den achten Monat herum auf. Bei der visuellen Klippe erfolgt jetzt eine Pulsfrequenzerhöhung, und die Kinder bewegen sich nicht mehr ohne weiteres über die Vertiefung, vor allem, wenn die Mutter ängstlich blickt, das *social referencing* also nicht ermutigend ausfällt. Insbesondere ruft nun aber die Begegnung mit fremden Erwachsenen Furcht hervor, wie das Phänomen des *Fremdelns* oder der »Achtmonatsangst« – wie Spitz (2005) es nannte – anzeigt. In diesem Alter ist normalerweise die Bindung etabliert, die Bezugspersonen sind also vertraut geworden (Schaffer & Emerson 1964). Das Einsetzen der Furcht- und Meidungsreaktion gegenüber Fremden ist unter funktionaler Perspektive zu diesem Zeitpunkt unabdingbar, denn die Kinder beginnen jetzt, sich mit eigener Lokomotion wegzubewegen, und können sich dadurch aktiv in Gefahr begeben.

Nun sind Kinder aber natürlich auch nach dem Einsetzen der Fähigkeit, sich zu fürchten, durchaus in der Lage, Neues zu explorieren. Ob sie in einer erregenden Situation nun aber mit Furcht oder mit Interesse reagieren, bestimmt sich nach der Bilanz von vertrauten und fremden Reizen in ihrer Umgebung. Ist eine vertraute Reizquelle anwesend, dann überstrahlt diese die erregenden Reize und nimmt ihnen ihren furchteinflößenden Charakter, sie werden faszinierend, und eine Annäherung sogar an eine Fremdperson wird möglich. Dieser Effekt ist in besonderem Maße durch Bezugspersonen gewährleistet, aber auch die vertraute Umgebung und vertraute Objekte (z. B. ein »Übergangsobjekt«) üben eine erregungsmindernde Wirkung aus, die allerdings insgesamt schwächer ausfällt, da Objekte und Umgebungen weniger relevant für die Sicherheit – wie übrigens auch für die Erregung – sind als Personen.

Das Autonomiesystem

Als drittes ist das *Autonomiesystem* einzuführen. Das Gefühl der Autonomie spiegelt das Erlebnis, selbst *Einfluss* auszuüben, sich bei sozialen Konflikten *durchsetzen* und behaupten zu können, die Dinge selbst machen zu können und ganz generell bei der Bewältigung von Problemen *Erfolg* zu haben. Beim Erwachsenen korrespondiert es mit dem sozialen *Status* (Bischof 1985, 1993; Bischof-Köhler 2006a).

Auch beim Autonomiesystem lässt sich der Regelungsprozess am Füllungszustand eines Reservoirs veranschaulichen. Als Sollwert fungiert der »Autonomieanspruch«. Ist er aufgrund erfolgreicher Einflussnahme erfüllt, dann ist das korrespondierende Gefühl als *Selbstvertrauen* beschreibbar. Bei niedrigem Autonomieanspruch überwiegt die Tendenz, sich selbst nicht allzu viel zuzutrauen, Konflikten aus dem Weg zu gehen und sich *nachgiebig* und fügsam zu verhalten. Besteht dagegen ein hoher Autonomieanspruch, dann resultiert daraus die Neigung, Konflikt- und Problemsituationen als Herausforderung zu erleben und den Erfolg kämpferisch, *assertiv* einzufordern.

Nun sollte man denken, dass der Autonomieanspruch beim eher hilflosen Kleinkind noch recht niedrig ist, denn seine Erfolge in Durchsetzung und Kompetenz halten sich ziemlich in Grenzen. Immerhin nimmt das Baby aber insofern eine besondere Stellung ein, als es ja durchaus im Mittelpunkt der Beachtung steht und jeder bemüht ist, seinen Be-

dürfnissen gerecht zu werden. Es lernt schnell, wie es – etwa durch Unmutsbekundungen oder auch durch Lächeln – erreichen kann, was es gern möchte. Erfahrungen dieser Art lassen sich durchaus als Erfolgserlebnisse verbuchen.

Ferner gibt es bereits von den ersten Monaten an Verhaltensweisen, in denen sich ein Erleben eigener Kompetenz andeutet. Babys reagieren auf Effekte, die sie selbst bewirkt haben – etwa ein Mobile zu bewegen – viel angeregter, als wenn sie die gleichen Effekte nur passiv wahrnehmen (Papoušek & Papoušek 1979). Nicht selten lächeln sie dann; Karl Bühler (1930) sprach in diesem Zusammenhang von *Funktionslust*.

Erste Bekundungen assertiven Verhaltens treten zumindest bei Jungen bereits mit sechs Monaten auf, wenn sie beginnen, anderen Kindern etwas wegzunehmen (Bischof-Köhler 2006a). Im zweiten Lebensjahr beobachten wir dann schon richtige Machtkämpfe in Form von provokativen Verhaltensweisen, etwa indem das Kind Verbote nicht beachtet, um auszuloten, wie weit es gehen kann.

Reifungsvorgänge tragen dabei zum Anwachsen des Autonomieanspruchs bei. Dieser erhält um die Mitte des zweiten Lebensjahres vor allem durch das *Ichbewusstsein* einen Anstoß, das in diesem Alter im Kontext der einsetzenden Vorstellungstätigkeit auftritt (Bischof-Köhler 1998). Es äußert sich erstmals darin, dass die Kinder ihr eigenes *Spiegelbild erkennen*; sie lokalisieren einen Fleck, den man ihnen auf der Wange angebracht hat, vor dem Spiegel richtig auf ihrem Gesicht (Amsterdam 1972; Überblick in Bischof-Köhler 1989).

Das Ichbewusstsein hat eine Reihe von Konsequenzen. Eine der wichtigsten besteht darin, dass die Kinder nun in der Vorstellung eine psychische *Grenze zwischen Ich und Du* ausbilden und sich infolgedessen im emotionalen Erleben von einer anderen Person abgrenzen können (Bischof 1996). Damit sind die Voraussetzungen für *Empathie* gegeben, die Fähigkeit, andere durch *emotionale Teilhabe zu verstehen*. In den ersten eineinhalb Jahren reagieren Kinder auf den Kummer einer Person zwar schon mit Gefühlsansteckung, müssen aber selbst getröstet werden; sie verstehen noch nicht, dass es um die emotionale Verfassung eines anderen geht, die sich da überträgt. Wie wir in einer Reihe von Untersuchungen nachweisen konnten, ändert sich dies um die Mitte des zweiten Lebensjahrs. Sobald sie sich im Spiegel erkennen, sind Kinder in der Lage, sich in den anderen *einzu fühlen* und dabei dank der Abgrenzung von Ich und Du zu verstehen, dass es eigentlich um den Kummer der anderen Person geht. Sie äußern *Mitleid*, holen die Mutter zu Hilfe, versuchen, ein Objekt, das der anderen Person entzweigegangen ist, zu reparieren, oder sie auf andere Weise zu trösten (Bischof-Köhler 1988; 1989; 1990; 1994; 2000b; 2006b).

Das Ichbewusstsein ist auch der eigentliche Grund für eine Häufung von *Trotzreaktionen* im zweiten Lebensjahr. Mit dem Ich entstehen nämlich das Bewusstsein, selbst wollen zu können, und der Drang, den eigenen Willen zu erproben. Dadurch kommt es zu einem Anstieg des Autonomiebedürfnisses, das Kind will nun auf einmal alles selber machen und wehrt sich dagegen, irgendeine Handlung passiv erleiden zu müssen (Bischof-Köhler 1998). Diese Betonung des Selbst hat allerdings einen Gegeneffekt in Form der »Wiederannäherungskrise«, wie sie von Margret Mahler beschrieben wurde (Mahler et al. 1978). Die psychische Grenze zum Du wird ja im Selber-machen-Wollen noch besonders akzentuiert. Das führt unvermeidlich dazu, dass die Mutter psychisch etwas in die Ferne rückt. Das wiederum wirkt sich auf die Sicherheitsbilanz aus, der Zustrom wird ein wenig reduziert. Da das Sicherheitsbedürfnis aber nach wie vor unverändert hoch ist, verkräftet das Kind eine Distanzierung noch nicht und schließt sich deshalb reaktiv wieder enger an die

Mutter an.

Es folgt nun eine Phase, in der das Kind zwischen übersteigertem Autonomieanspruch und reaktivem Sicherheitsbedürfnis hin- und herschwankt. Eine Beruhigung bahnt sich an, wenn sich der Autonomieanspruch auf die tatsächlichen Fähigkeiten des Kindes einpendelt, so dass das Selber-machen-Wollen auch zum Erfolg führen kann. Dabei wirkt es sich aus, dass Autonomie- und Sicherheitssystem in spezifischer Weise verknüpft sind: Aufgrund des durch zunehmende Erfolgserfahrungen gespeisten Autonomiegefühls wächst ein wenig *Selbstsicherheit*, und diese tritt kompensatorisch an die Stelle der äußeren Sicherheit, so dass die Abgrenzung von der Mutter verkräftet werden kann.

Die Interaktion der drei Systeme

Damit ist nun auch schon der Weg für die weitere Entwicklung vorgezeichnet. Das Modell postuliert, dass die drei Systeme auf spezifische Weise miteinander interagieren. Beim Kleinkind ist der Autonomieanspruch niedrig, entsprechend höher ist die Abhängigkeit, also das Sicherheitsbedürfnis, und umso niedriger die Unternehmungslust, also die Erregungstoleranz. Im weiteren Entwicklungsverlauf steigen Autonomieanspruch und Unternehmungslust, und das Sicherheitsbedürfnis sinkt. Erfolge und Kompetenzerfahrungen führen zu einem allmählichen Anwachsen des Selbstvertrauens. Korrespondierend dazu verzeichnen wir eine Zunahme des Autonomieanspruchs, wobei dieser Prozess in der Pubertät durch Reifungsvorgänge vor allem hormoneller Natur noch besonderen An Schub erhält. Gleichzeitig wächst die Unternehmungslust, womit unbekannte Situationen und Fremdheit generell als weniger erregend erscheinen. Es entsteht dann rasch einmal ein Erregungsdefizit; dieses äußert sich im Gefühl der *Langeweile* und veranlasst dazu, auf Erkundung zu gehen und Abenteuer zu suchen. Das Fremde verliert seine furchteinflößende Charakteristik und wird faszinierend.

Parallel dazu geht das Sicherheitsbedürfnis zurück. Dadurch kann schließlich eine Situation eintreten, in der das Ausmaß an Sicherheit, das für das Kind noch notwendig war, vom Heranwachsenden als zu viel erlebt wird, so dass er die Atmosphäre des trauten Familienheims als beengend erlebt. Es resultiert eine Vermeidungsreaktion mit der korrespondierenden Gefühlslage des *Überdrusses*. Hierin liegt eine Erweiterung des Bowlby'schen Theorieansatzes, bei dem eine »Übersättigung« mit Nestwärme nicht vorgesehen ist. In der Adoleszenz ist diese Entwicklung aber unverzichtbar, denn die gerade gekennzeichnete Umgewichtung von Autonomieanspruch, Unternehmungslust und Abhängigkeit begünstigt die *Ablösung* des Jugendlichen von seiner Herkunftsfamilie. Das wiederum ist aus Gründen der Inzestvermeidung unumgänglich. Diese Konsequenz kann hier nur kurz der Vollständigkeit halber erwähnt werden, um die Entwicklungsperspektiven des Modells zu verdeutlichen (ausführlich dazu Bischof 1985; Gubler, Paffrath & Bischof, 1994).

Natürlich kommt Langeweile auch schon bei Kleinkindern vor, wenn der erregende Gehalt der Situation in vertrauter Umgebung und bei Anwesenheit von Bezugspersonen soweit absinkt, dass das durchaus schon vorhandene Erregungsbedürfnis nicht erfüllt wird. Jeder kennt das Phänomen jaulender Kleinkinder, die sich beispielsweise auf einer Autofahrt langweilen. Verglichen mit der Abenteuerlust in der Pubertät hält sich das Abwechslungsbedürfnis zunächst aber noch in Grenzen. Interessanterweise gibt es auch schon im Kleinkindalter so etwas wie eine Überdrussreaktion. Eigentlich sollte man denken, dass Babys gar nicht genug Sicherheit bekommen können. Diese Reaktion ist die Konsequenz

einer Copingstrategie, die zum Einsatz kommen kann, wenn das Bedürfnis längerfristig unerfüllt bleibt.

»Copingstrategien« und Bindungstypen

Alloplastische Copingstrategien

Für den Fall, dass der Befriedigung der drei Motivationen Barrieren im Weg stehen, sieht das Zürcher Modell »Copingstrategien« vor (ausführlich dazu Bischof 1985, 1993; Schneider, im Druck). Diese können als *alloplastische* Copingstrategien darauf ausgelegt sein, die Situation dahingehend zu ändern, dass sie geeignet ist, das Bedürfnis zu erfüllen. Dabei lassen sich drei Möglichkeiten unterscheiden: Invention, Aggression und Supplikation.

Invention bedeutet, einen Ausweg zu suchen, eine Umweghandlung vorzunehmen, durch zufallsgeleitete Suchbewegungen oder, in fortgeschrittenen Entwicklungsstadien, den Einsatz intelligenter Problemlösungen. Bei der *Aggression* wird versucht, die Barriere zu zertrümmern, das Hindernis mit Gewalt zu beseitigen – es handelt sich dabei typischerweise um Frustrationsaggression. Die *Supplikation* schließlich verlegt sich auf Hilfesuchen, Flehen, Weinen und ist naheliegenderweise die vorherrschende Strategie beim Kleinkind. Aber auch aggressives Coping ist schon von den ersten Lebensmonaten an möglich, wenn Babys etwa wütend brüllen oder um sich schlagen.

Die Reaktion der *unsicher-ambivalent Gebundenen* im Sinne des Ainsworth'schen Fremden-Situations-Tests (FST) kann im Bereich des alloplastischen Copings lokalisiert werden. Diese Kinder reagieren bei der Wiedervereinigung im FST bekanntlich mit Klammern und Aggression, was sich als Ausdruck eines Pendelns zwischen supplikativem und aggressivem Coping deuten lässt. Ihre Mütter werden als zwar zugewandt, aber nicht sonderlich zuverlässig geschildert und schränken die Kinder auch öfter einmal in ihrer Selbständigkeit ein. Auf diesem Hintergrund ist Hilflosigkeit bei gleichzeitiger Frustrationsaggression als Quelle des ambivalenten Copings nachvollziehbar.

Autoplastische Copingstrategien

Nun gibt es aber auch Situationen, in denen sich die Situation trotz aller Bemühungen nicht ändern lässt, so dass die Bedürfnisspannung bestehen bleibt. In solchen Fällen kann Coping nur bedeuten, dass man sich selbst umstellt (*autoplastisches* Coping).

Akklimatisation

Eine erste Form autoplastischen Copings ist die *Akklimatisation*: Man passt den Sollwert an die Situation an.

Ein exemplarischer Fall dieser Art sei am Beispiel der unsicheren Bindung genauer erläutert. Stellen wir uns vor, das Kind hat eine abweisende Mutter, die ihm sogar die körperliche Nähe verweigert. Mit den üblichen Bindungsstrategien vermag es seine Lage nicht zu verbessern, es befindet sich also permanent in einem Zustand der Unsicherheit und Verängstigung. Dieser Zustand charakterisiert ungefähr die Mutter-Kind-Beziehung, wie wir sie von *unsicher-vermeidend* gebundenen Kindern kennen.

Im FST regieren die unsicher Vermeidenden bekanntlich recht explorativ, sie nehmen mit der Fremdperson Kontakt auf, selbst nachdem die Mutter den Raum verlassen hat. Kehrt diese dann zurück, so vermeiden sie die Mutter, sie wenden sich ab, spielen gelegentlich weiter, nehmen sie nicht zur Kenntnis.

Mary Main interpretiert die Vermeidung als den Versuch des Kindes, den Ärger zu verbergen, den es gegen die Mutter empfindet, und gleichwohl die Nähe zu ihr aufrechtzuerhalten, obwohl es aus Angst vor ihr eigentlich weglaufen möchte (Main 1982). Diese Erklärung ist unbefriedigend, weil sie die erhöhte Explorativität systemisch nicht einzuordnen vermag. Bowlby sieht in der Vermeidung den Versuch, das Geborgenheitsbedürfnis gar nicht erst aufkommen zu lassen. Dies verweist auf eine tiefer greifende Veränderung, und diese ist gemeint, wenn wir im Rahmen des Zürcher Modells von *Akklimatisation* sprechen.

Akklimatisation ist eine Coping-Reaktion, die es erlaubt, ein Bedürfnis an die Situation anzupassen, wenn es nicht gelingt, die Situation zu verbessern, wenn alloplastisches Coping also versagt. Im Falle der unsicher Vermeidenden handelt es sich um eine Akklimatisation des Autonomieanspruchs nach oben, also um den Versuch, das Gefühl der Unabhängigkeit zu erhöhen.

Dieser Prozess hat zwei Konsequenzen: Gemäß der Dynamik des Modells geht mit dem etwas gesteigerten Autonomieanspruch das Sicherheitsbedürfnis zurück, die Kinder gewöhnen sich daran, mit weniger Nähe auszukommen. Dadurch wird das permanente Sicherheitsdefizit erträglich. Als weitere Konsequenz erhöht sich die Toleranz für Erregung – und von daher erklären sich die unerwartete Explorativität und die Zuwendung zur Fremdperson. Bei der Wiedervereinigung nach der Trennung wird der Sicherheitszustrom durch die plötzliche Annäherung der Bezugsperson dann allerdings als zu stark empfunden, denn der Sollwert für Sicherheit ist ja herabgesetzt. Es kommt somit zu einer Sicherheitsaversion, die sich eben in der Vermeidung äußert.

Interessanterweise zeigen unsicher-vermeidend gebundene Kinder als Einjährige zu Hause zunächst auch noch ein Pendeln zwischen aggressivem und supplikativem Coping. Erst unter den gleichsam verschärften Bedingungen der Fremden Situation tritt die innere Akklimatisation auf, die dann erst in der weiteren Entwicklung, wohl als Folge der fortgesetzten Erfahrung eines Sicherheitsdefizits, als Strategie Überhand gewinnt.

Leichte Formen dieser Coping-Reaktion sind übrigens gelegentlich auch bei sicher gebundenen Kindern zu beobachten, wenn sie etwa infolge eines Krankenhausaufenthalts länger von der Mutter getrennt waren und ihr Sicherheitsbedürfnis offensichtlich herabakklimatisierten (Heinicke & Westheimer 1965). Bei einigen sicher gebundenen Kindern tritt Vermeidung auch kurzfristig im FST auf.

Generell handelt es sich bei der Akklimatisation um eine in der Motivationsregulierung durchaus adäquate Strategie, die eben bei schwierigeren Copingproblemen zum Einsatz kommt. Sie hilft z. B. auch dabei, bei der Begegnung mit Unbekanntem etwas mehr Erregung auszuhalten, als der Unternehmungslust eigentlich entsprechen würde. Auf diese Weise gelingt es, sich einem unbekanntem Objekt explorierend auch dann zu nähern, wenn die Sicherheitsbasis gerade nicht verfügbar ist, und es sich vertraut zu machen, anstatt furchtsam wegzulaufen; man macht sich gleichsam selbst Mut, wenn man singend in den dunklen Keller geht. Ansätze hierzu gibt es schon bei Zweijährigen, wenn sie auch noch nicht so richtig tragen. Dreijährige dagegen beherrschen diese Strategie durchaus schon gekonnt, wie etwa die Untersuchungen von Corinne Hutt zum Erkundungsverhalten belegen (Hutt 1966; Keller et al. 1987; ausführlich: Bischof-Köhler 1998).

Entscheidend ist allerdings, dass die Akklimatisation in der Regel flexibel zurückgenommen werden kann, wenn die äußeren Umstände es erlauben. Das eben scheint aber bei den unsicher-vermeidenden Kindern immer weniger möglich zu sein; die Akklimatisation wird offensichtlich chronisch. Dabei ist zu beachten, dass es sich bei den Vermeidern

um eine *Pseudoselbständigkeit* handelt, sozusagen um ein »Not-Ich«. Mary Ainsworth spricht von »defensive self«. Diese Form der Selbständigkeit ist in diesem Alter sicher verfrüht, da sie ja noch nicht durch echte Erfolge untermauert ist.

Revision

Als zweite autoplastische Coping-Reaktion ist die *Revision* zu nennen. Sie beruht darauf, die Wahrnehmung in einer Weise zu verändern, die geeignet ist, die Situation in einem anderen Licht erscheinen zu lassen: Man schaut nicht so genau hin oder man verfälscht das Bild in die gewünschte Richtung, indem man gleichsam eine rosarote Brille aufsetzt. Aber auch die gegenläufige Tendenz ist möglich, die sich dann etwa im pessimistischen Schwarzsehen äußert. Bei Kindern mit Sicherheitsdefiziten wäre denkbar, dass sie die Strategie der Revision dahingehend einsetzen, den Fremden nicht ganz so unvertraut erscheinen zu lassen, wie er eigentlich ist. Die Distanzlosigkeit gegenüber Fremden, wie sie von Heimkindern beschrieben wird, beruht möglicherweise auf Revision.

Fazit

Für eine tragfähige Entwicklung zur Selbständigkeit ist es maßgeblich, dass Kinder im Bereich sowohl der sozialen Interaktion als auch der Bewältigung von sachbezogenen Problemen zunehmend Kompetenz erlangen. Bei der Vermittlung der dafür vorausgesetzten Erfolgserfahrungen spielen die Eltern jeweils auf ihre Weise eine zentrale Rolle – Mütter, indem sie schwerpunktmäßig eher Sicherheit gewährleisten und Geborgenheit vermitteln, Väter, indem sie besonders motiviert sind, Anregungen für die Exploration zu geben und für Abwechslung zu sorgen, also das Erregungsbedürfnis zu befriedigen (Lamb 1977; Bischof-Köhler 2006a). Es sind aber natürlich auch andere, weniger optimale Entwicklungswege denkbar, etwa wenn Eltern zu wenig Selbständigkeit zulassen oder zu wenig Grenzen setzen. In jedem Fall wird man nicht umhin kommen, die motivationalen Hintergründe in ihren Systemzusammenhängen zu analysieren, wenn man die Konsequenzen unterschiedlichen Erziehungsverhaltens verstehen will.

Als Fazit aus der Modellierung des Wirkungsgefüges der drei Systeme ist festzuhalten, dass die analysierten Zusammenhänge wohl schwerlich aufgefunden werden können, wenn man sich mit einer deskriptiven Betrachtung begnügt. Das trifft insbesondere auch für die Entwicklungsaspekte zu. Die Bindung an primäre Bezugspersonen hat eben nicht lebenslang den gleichen Stellenwert, sie muss notwendigerweise in der Adoleszenz eine Distanzierung ermöglichen, um den Weg für neue Bindungen frei zu machen. Des Weiteren ist fraglich, ob der Qualität der ersten Bindungen jene Bedeutung für alle weiteren sozialen Beziehungen zukommt, die ihr von der Bindungsforschung unterstellt wird. Abgesehen davon, dass die empirische Evidenz für eine solche Kontinuität nicht eindeutig ist (vgl. Hopf 2005), wäre es durchaus denkbar, dass es Entwicklungsphasen, wie z. B. die Wiederannäherungskrise, gibt, in denen Autonomiebestrebungen ein Übergewicht erhalten, so dass zu diesem Zeitpunkt fälschlicherweise der Eindruck entstehen könnte, die Betroffenen seien unsicher gebunden. Eine vergleichbare vorübergehende Labilisierung der Bindung an die Eltern zeichnet sich im Alter von vier Jahren ab, wenn kognitive Entwicklungsschritte die Sicht der Welt im Allgemeinen und der Eltern im Besonderen in einen neuen Bezugsrahmen stellen und die dadurch entstehende emotionale Verunsicherung erst verarbeitet werden muss, bevor sich das Beziehungsgefüge neu konsolidiert (Bischof

1996; Bischof-Köhler 1998, 2000a; Bischof & Bischof-Köhler, in Vorb.).

Literatur

- Ainsworth, M., M. Blehar, E. Waters und S. Wall (1978): *Patterns of attachment*. Hillsdale (Lawrence Erlbaum).
- Amsterdam, B. K. (1972): Mirror self-image reactions before age two. *Developmental Psychobiology*, 5, 297–305.
- Baldwin, D. A. und L. Moses (1996): The ontogeny of social information gathering. *Child Development*, 67, 1915–1939.
- Bischof, N. (1975): A systems approach towards the functional connections of attachment and fear. *Child Development*, 46, 801–817.
- Bischof, N. (1985): *Das Rätsel Ödipus*. München (Piper; Serie Piper, 5. Aufl. 2001).
- Bischof, N. (1993): Untersuchungen zur Systemanalyse der sozialen Motivation I: Die Regulation der sozialen Distanz – Von der Feldtheorie zur Systemtheorie. *Zeitschrift für Psychologie*, 201, 5–43.
- Bischof, N. (1996): Untersuchungen zur Systemanalyse der sozialen Motivation IV: Die Spielarten des Lächelns und das Problem der motivationalen Sollwertanpassung. *Zeitschrift für Psychologie*, 204, 1–40.
- Bischof, N. (1996): *Das Kraftfeld der Mythen. Signale aus der Zeit, in der wir die Welt erschaffen haben*. München (Piper).
- Bischof, N. & Bischof-Köhler, D. (in Vorb.): Kognitiver und motivationaler Strukturwandel im Vorschulalter.
- Bischof-Köhler, D. (1985): Zur Phylogenese menschlicher Motivation. In: Eckensberger, L. H. und E.-D. Lantermann (Hrsg.): *Emotion und Reflexivität*. München (Urban & Schwarzenberg), S. 3–47.
- Bischof-Köhler, D. (1988): Über den Zusammenhang von Empathie und der Fähigkeit, sich im Spiegel zu erkennen. *Schweizerische Zeitschrift für Psychologie*, 47, 147–159.
- Bischof-Köhler, D. (1989): *Spiegelbild und Empathie. Die Anfänge der sozialen Kognition*. Bern (Huber).
- Bischof-Köhler, D. (1990): The development of empathy in infants. In: Lamb, M. E. und H. Keller (Hrsg.): *Infant development: Perspectives from German-speaking countries*. Hillsdale (Lawrence Erlbaum), 245–273.
- Bischof-Köhler, D. (1994): Selbstobjektivierung und fremdbezogene Emotionen. Identifikation des eigenen Spiegelbildes, Empathie und prosoziales Verhalten im 2. Lebensjahr. *Zeitschrift für Psychologie*, 202, 349–377.
- Bischof-Köhler, D. (1998): Zusammenhänge zwischen kognitiver, motivationaler und emotionaler Entwicklung in der frühen Kindheit und im Vorschulalter. In Keller, H. (Hrsg.): *Lehrbuch Entwicklungspsychologie*. Bern (Huber), S. 319–376.
- Bischof-Köhler, D. (2000a): *Kinder auf Zeitreise. Theory of Mind, Zeitverständnis und Handlungsorganisation*. Bern (Huber).
- Bischof-Köhler, D. (2000b): Empathie, prosoziales Verhalten und Bindungsqualität bei Zweijährigen. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 47, 142–158.
- Bischof-Köhler, D. (2006a): *Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede*. 3. Aufl. Stuttgart (Kohlhammer).
- Bischof-Köhler, D. (2006b): Empathie – Mitgefühl – Grausamkeit. Und wie sie zusammen-

- hängen. *Berliner Debatte Initial* 1/2, 14–20.
- Bowlby, J. (1975): *Bindung*. München (Kindler).
- Bowlby, J. (1976): *Trennung*. München (Kindler).
- Bowlby, J. (1977): The making and breaking of affectional bonds. *British Journal of Psychiatry*, 130, 201.
- Bronson, G.W. (1972) Infant's reactions to unfamiliar persons and novel objects. *Monographs of the Society for Research in Child Development* (3 serial, 148)
- Bühler, K. (1930): *Die geistige Entwicklung des Kindes*. 6. Aufl. Jena (Fischer; 1. Aufl. 1918).
- Campos, J. J., K. C. Barrett, M. E. Lamb, H. H. Goldsmith und C. & Stenberg (1983): Socioemotional development. In: Mussen, P. H. (Hrsg.): *Handbook of child psychology*. Bd. 2: *Infancy and developmental psychobiology*. New York (Wiley), 149–182.
- Cerni, J. M. und R. H. Porter (1985): Recognition of maternal axillary odors by infants. *Child Development*, 56, 1593–1598.
- DeCasper, A. J. und W. P. Fifer (1980): Of human bonding: Newborns prefer their mothers' voices: *Science*, 208, 1174–1176.
- Gubler, H. & N. Bischof (1993): Untersuchungen zur Systemanalyse der sozialen Motivation II: Computerspiele als Werkzeug der motivationspsychologischen Grundlagenforschung. *Zeitschrift für Psychologie*, 201, 287–315.
- Gubler, H., M. Paffrath und N. & Bischof (1994): Untersuchungen zur Systemanalyse der sozialen Motivation III: Eine Ästimationsstudie zur Sicherheits- und Erregungsregulation während der Adoleszenz. *Zeitschrift für Psychologie*, 202, 95–132.
- Heinicke, C. M. und L. Westheimer (1965): *Brief separations*. New York (International University Press).
- Hopf, C. (2005): *Frühe Bindungen und Sozialisation*. Weinheim (Juventa).
- Hrdy, S. B. (2000): *Mutter Natur. Die weibliche Seite der Evolution*. (Berlin) Berlin-Verlag.
- Hutt, C. (1966): Exploration and play in children. *Symposium of the Zoological Society*, London, 18, 61–68.
- Keller, H., A. Schölmerich, D. Miranda und G. Gauda (1987): The development of exploratory behavior in the first four years of life. In: Görlitz, D. und J. F. Wohlwill (Hrsg.): *Curiosity, imagination and play*. Hillsdale (Erlbaum), S. 127–150.
- Klennert, M. D., J. J. Campos, J. F. Sorce, R. N. Emde und M. Syeja (1983): Emotions as behavior regulators: Social referencing in infancy. In: Plutchik, R. und H. Kellerman (Hrsg.): *Emotions: Theory, research and experience*. Bd. 2. New York (Academic Press), S. 57–86.
- Lamb, M. E. (1977): Father-infant and mother-infant interaction in the first year of life. *Child Development*, 46, 167–181.
- Mahler, M. S., F. Pine und A. Bergman (1978): *Die psychische Geburt des Menschen*. Frankfurt a. M. (S. Fischer).
- Main, M. (1982): Vermeiden im Dienst von Nähe. In: Immelmann, K., G. Barlow, L. Petrovitch und M. Main (Hrsg.): *Verhaltensentwicklung bei Menschen und Tieren*. Berlin (Parey), S. 751–793.
- Meltzoff, A. N., A. Gopnik und B. M. Repacholi (1999): Toddler's understanding of intentions, desires and emotions: Explorations of the dark ages. In: Zelazo, P.-D., J. W. Astington und D. R. Olson (Hrsg.): *Developing theories of intention*. Mahwah (Erlbaum), 17–41.
- Papoušek, H. und M. Papoušek (1979): Early ontogeny of human social interaction. In:

- Cranach, M. von, K. Foppa, W. Lепенies und D. Ploog (Hrsg.): *Human Ethology*. Cambridge (Cambridge University Press), S. 456–489.
- Rheingold, H. und C. O. Eckermann (1973): *Fear of the stranger. A critical examination*. New York (Academic Press).
- Scanlon Jones, S. (1985): On the motivational bases for attachment behavior. *Developmental Psychology*, 5, 848–857.
- Schaffer, H. R. und P. E. Emerson (1964): *The development of social attachments in infancy*. (Monographs of the Society for Research in Child Development, Nr. 29 [3]). Chicago, Illinois (The University of Chicago Press).
- Schneider, M. E. (2001): Systems theory of motivational development. In: Smelser, N. J. und P. B. Baltes (Hrsg.): *International encyclopedia of the social and behavioral sciences*. Bd. 15. Oxford (Pergamon), S. 10120–10125). (zugänglich auch unter www.bischof.com).
- Schneider, M. E. (im Druck). *Bewältigungsstile, Motive und familiäre Bedingungen ihrer Entwicklung*. Dissertation an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich.
- Spitz, R. A. (2005): *Vom Säugling zum Kleinkind*. 12. Aufl. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Trevarthen, C. (1977) Descriptive analysis of infant communicative behavior. In H.R. Schaffer (Ed.) *Studies in mother-infant interaction*. New York (Academic Press), S. 227-270